

## Die Sehnsucht nach dem nie gewesenen Leben: Die Aufzeichnungen von Anatol Ludwig Stiller und Malte Laurids Brigge

Yasuko NAKAMURA

Der Roman *Stiller*, dessen Held ein durchschnittlicher, dem Gesetz der Gesellschaft unterworfenen Bürger ist, steht in der Nachfolge von Kafkas Werken. Aber anders als die Helden bei Kafka schafft Stiller sich durch die Verneinung seiner Identität ein gesetzliches Vakuum, einen vorläufigen Freiraum, der es ihm ermöglicht, herauszufinden, wer er eigentlich ist. Er ist ja ein Untersuchungshäftling in doppeltem Sinne. Er selber behauptet, ganz neu geboren worden zu sein und darum nicht mehr Stiller zu sein. Es geht dann darum, wie seine alten Freunden und Geliebten ihn als den anderen Menschen, d.h. als Mr. White, akzeptieren können. Jeder von ihnen berichtet, was er über Stiller weiß, und selbst der Angeklagte protokolliert alle diese Aussagen. Das Buch besteht aus diesen Protokollen und seinen Erinnerungen an das Leben in Mexiko und den USA und erscheint wie ein eigentümliches Forum. In diesem Forum ist Stiller zugleich die erzählende und die erzählte Person, der Schreibende und das geschriebene Objekt. Das wiederum ist genau das Hauptthema in *Malte*, in dem der Titelfigur sich selber aufgetragen hat, sich zu verändern und selber geschrieben zu werden.

Mit der Legende vom verlorenen Sohn erfüllt Malte diese Aufgabe. Aber der heimgekehrte Sohn muss feststellen, dass es für die anderen sehr schwer ist, ihn zu lieben. Er kann niemanden finden, der ihn lieben könnte, außer Gott. Stiller aber hat in Julika jemanden zu lieben, und er möchte mit ihr ein neues Leben beginnen. Insofern muss seine Veränderung auf der zwischenmenschlichen Ebene untersucht werden. Bei *Stiller* geht es also nicht allein um den Wandel seines Bewusstseins, nicht nur um seine innere Veränderung. Die Veränderung eines Menschen wird hier nicht in ästhetischer Hinsicht, sondern im Hinblick auf seine Beziehungen mit den anderen, mit der Welt, problematisiert — und damit wird auch die eigentliche, grundsätzliche Möglichkeit und Bedeutung von Veränderung in der Nachkriegszeit überhaupt thematisiert.

Wozu soll ich jemandem sagen, daß ich mich verändere? Wenn ich mich verändere, bleibe ich ja doch nicht der, der ich war, und bin ich etwas anderes als bisher, so ist klar, daß ich keine Bekannten habe. [*Malte*: 456]

### 1. Anders als auf dem ästhetischen Wege

Ulrich Fülleborn betrachtet »die Veränderung« als ein Leitmotiv der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* (1910) von Rainer Maria Rilke: „Um 1910 lebten viele der Autoren, besonders aus der frühexpressionistischen Generation, in dem Bewußtsein, daß ein Zeitalter seinem katastrophalen Ende entgegenstürze und daß aus den Trümmern ein neuer, besserer Äon entstehen werde.“ Nach Fülleborn bestimmt der „optimistische Veränderungsglauben“

„die utopische Dimension des *Malte Laurids Brigge*“ (367):

1922 dagegen, als Kafka seinen letzten Roman schrieb, war die alte Welt eingestürzt, hatten in Rußland, Deutschland und der Donaumonarchie Revolutionen im Gefolge der Weltkriegskatastrophe stattgefunden. [...] Wir dürfen ihn [den Roman] lesen als Zeugnis der historisch verspäteten jüdischen Emanzipation und darüber hinaus als Spiegelung des europäisch-neuzeitlichen Schicksals. [Fülleborn: 367]

Zwar spricht Malte mehrmals von der Veränderung, aber schon in der achtzehnten Aufzeichnung stellt er fest, der Schritt dazu sei gerade für ihn unmöglich:

Oh, es fehlt nur ein kleines, und ich könnte das alles begreifen und gutheißen. Nur ein Schritt, und mein tiefes Elend würde Seligkeit sein. Aber ich kann diesen Schritt nicht tun, ich bin gefallen und kann mich nicht mehr aufheben, weil ich zerbrochen bin. [*Malte*: 491]

Werner Kohlschmidt spürt in Malte „den Glauben an sein Dichtertum“ und erklärt ihn aus seinem historischen Kontext:

In der Tat, das ist noch das Remedium der Vorkriegssituation: der Angst wenigstens auf Zeit ästhetisch Herr zu werden. Rilkes Malte tut es produktiv, Hofmannsthals Tor Claudio rezeptiv-genießend. Beide scheitern an der ästhetischen Lösung. Aber ihr Leben ist doch noch von dem *Glauben* an die Möglichkeit, sich auf ästhetischem Wege zu retten, erfüllt. [Kohlschmidt: 181f.]

Noch vor dem Ersten Weltkrieg lässt Rilkes Malte, der sagt, er sei „gefallen,“ den Glauben an die Möglichkeit der Rettung hinter sich. Aber schon bei Kafka war der Glauben an die Veränderung, sei es die persönliche, sei es die historische, schwierig geworden. Kohlschmidt stellt den *Stiller* (1954) von Max Frisch in die Nachfolge der Werke von Kafka, vor allem von *Der Proceß* (1914):

Der Mensch tritt vor das *eigene* Forum, vielleicht gerade noch unter dem Präsidium einer anonymen Macht. Da man vor das Gericht nicht als Genie tritt, sondern in erster Linie als dem Gesetz unterworfenen Bürger (denn auf ihn zielt die juristische Norm ab), wird zusehends der *Held* zum Durchschnitts- und Normalmenschen. [Kohlschmidt: 182]

Der Verteidiger bringt dem Gefangenen, der sich nicht als Stiller, sondern als Mr. White ausgibt, ein Heft, damit er darin die Wahrheit seines Lebens aufschreiben könne. Und indem er in seiner Zelle zu schreiben beginnt, beginnt auch der Versuch, sich selbst verständlich zu machen. Die Verneinung der Identität des Helden bringt die Handlung des Buches in Gang.

*Stiller*, dessen Held ein durchschnittlicher, dem Gesetz unterworfenen Bürger ist, steht ja in der Nachfolge von Kafkas Werken. Aber anders als die Helden von Kafka erfindet der Held von *Stiller* sich durch die Verneinung seiner Identität ein gesetzliches Vakuum. Diese Vakuum-Situation verschafft ihm auch den vorläufigen Freiraum, zu untersuchen, wer er ist. Andrew White sagt:

Im experimentellen Roman von heute dagegen ist der entfremdete Mensch ein unwirklicher Held mit gespaltener Persönlichkeitsstruktur, der sich ein sinnvolles Leben erst erfinden muß — Selbstfindung mittels Planung sozusagen. Das ist es im Grunde, was Frischs Gantenbein und seinen Stiller-White vom »entfremdeten« Helden früherer Dichtung wie zum Beispiel Joyces Stephen Dädalus [sic] oder Kafkas Josef K. unterscheidet. [White: 359]

Der entfremdete Held Mr. White/Stiller muss sich ein sinnvolles Leben oder sogar den Sinn des Lebens „erfinden.“ Dazu braucht er eine Geschichte und will eine erfundene Rolle spielen.

## 2. Nicht schreiben, sondern geschrieben werden

Dem Roman *Stiller* liegt, wie oben gesagt, die Negation der Identität zugrunde. Innerhalb deren entfaltet sich die Handlung als die Frage, wer der Schreibende eigentlich ist. Er leugnet es während der ganzen Zeit nach seiner Verhaftung, Stiller zu sein. Aber selbst der amtliche Verteidiger geht davon aus, „Herrn Anatol Stiller zu verteidigen.“ [375f.] Der „Protokollant“ beschäftigt sich seinerseits ausschließlich damit, darzustellen, wer Stiller war, nämlich wie seine Freunde ihn vor sechs Jahren sahen. Wer denn anderes als Stiller er im Grunde sein möchte, beziehungsweise wer er gerade jetzt tatsächlich sein könnte, bekümmert offenbar niemanden. Aus den Geschichten, die seine Frau Julika über Stiller erzählt, setzt sich das zweite Heft zusammen, das vierte aus den Erinnerungen des Staatsanwaltes Rolf an Stiller und das sechste aus denen Sibylles, der Frau von Rolf. In den übrigen Heften dazwischen berichtet der Protokollant als „Mr. White“ von seinen Erlebnissen in Mexiko und New York.

Die alten Freunde und Bekannten von Stiller versuchen mit ihren zahlreichen Aussagen, das Bild Stillers in ihm wiederzuerkennen. Alle diese Geschichten wirken vor diesem eigentümlichen Forum wie Zeugenaussagen, und zudem protokolliert der Angeklagte selber sie alle. Er ist also zugleich der Erzählende und die erzählte Person, der Schreibende und das geschriebene Objekt: „Das aufzeichnende Medium selbst bildet also den hauptsächlichen Gegenstand der Aufzeichnungen.“ [Petersen: 41]

Wie Kohlschmidt sagt, scheint Malte wohl an der ästhetischen Rettung zu scheitern. Dabei meint Kohlschmidt, Malte hätte sich vor sich selbst, „dem solipsistischen Ich“, retten sollen [Kohlschmidt: 182]. Aber nur auf dem Höhepunkt, als Malte vor der drohenden großen Veränderung sich für gefallen hält, kann auch die Wende erst möglich werden. Selbst nachdem er sein Scheitern bekannt hat (18. Aufzeichnung), schreibt er noch weiter und kündigt sogar an: „aber diesmal werde ich geschrieben werden.“ Und in der letzten Aufzeichnung erzählt Malte die Legende vom verlorenen Sohn, mit dem er sich weitgehend identifiziert — d.h., dass er hier also zugleich erzählt und erzählt wird. Vielleicht ist das ein Hinweis darauf, dass jener eine Schritt Malte endlich doch noch gelungen ist.

Max Frisch sagte einmal, „meine Bewunderung für *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* war allerdings größer als ihr Einfluß“ [Spuren: 342], und relativiert damit ihre Bedeutung für sein Werk. Aber unternimmt nicht auch Stiller den Versuch, als Schreibender selbst geschrieben zu werden? Ob es Malte gelingt geschrieben zu werden, oder nicht, hängt

mit seiner Veränderung zusammen. Malte fürchtet sich am Anfang namenlos davor und ist deshalb zu jenem entscheidenden Schritt nicht in der Lage. Auch die Negation der Identität, die die Handlung von *Stiller* trägt, ist erst möglich, weil der Protokollant sich verändert haben will. Der veränderte und zurückgekehrte Sohn macht es seiner Familie sehr schwer, ihn zu lieben. Er kann niemanden finden, der ihn lieben könnte, außer Gott. Stiller aber hat jemanden zu lieben und möchte mit diesem ein neues Leben beginnen. Insofern muss seine Veränderung auf der zwischenmenschlichen Ebene untersucht werden. Bei *Stiller* geht es also nicht allein um einen Wandel seines Bewusstseins, nicht nur um seine innere Veränderung. Die Veränderung eines Menschen wird hier in der Beziehung mit den anderen, mit der Welt, problematisiert — und damit auch die eigentliche Möglichkeit und Bedeutung der Veränderung überhaupt.

### 3. Fortgehen oder Bleiben

*Die Verwandlung* (1915) von Kafka stellt dar, wie der Verwandelte weiterhin versucht, mit seiner Familie zusammen zu leben, bzw. wie es sich als unmöglich erweist. Das Unglück der Familie liegt, wie die Schwester Grete feststellt, darin, dass sie so lange geglaubt haben, der Käfer, den sie eines Morgens auf dem Bett von Gregor fanden, sei Gregor. Als der Vater seufzt: „wenn er uns verstünde,“ antwortet die Schwester: „wenn es Gregor wäre, er hätte längst eingesehen, dass ein Zusammenleben von Menschen mit einem solchen Tier nicht möglich ist, und wäre freiwillig fortgegangen.“ [*Verwandlung*: 153]

Als der verlorene Sohn im *Malte* noch ein Knabe ist, breitet sich „das Geheimnis seines noch nie gewesenen Lebens“ vor ihm aus. [*Malte*: 629] Aber er war für die Leute immer schon der, für den sie ihn hielten: „Der, dem sie aus seiner kleinen Vergangenheit und ihren eigenen Wünschen längst ein Leben gemacht hatten.“ [*Malte*: 630] Malte als der Erzähler beantwortet seine eigene Frage, ob der verlorene Sohn bleiben werde: „Nein, er wird fortgehen.“ [*Malte*: 631]

Vor dieselbe Wahl, zu bleiben oder fortzugehen, war auch Malte selber einmal gestellt worden: unter den vertrauten Bedeutungen, d.h. in der alten Welt bleiben oder einen Schritt heraus machen und fortgehen? Walter Jens bezeichnet *Stiller* als einen „Heimkehrer-Roman“ [Jens: 70].

Auch er ging verloren, verirrte sich an der Seite Florences, verirrte sich in den Schächten New Yorks, verirrte sich in der Höhle der Zeit, im »rock of the ages« [...] und kehrte als ein leibhaftiger Legionär der Fremde zurück — um fortzugehen, um zu bleiben? [Jens: 75]

Wenn der Protokollant jetzt in seiner Heimat, wie Jens sagt, vor dieselbe Wahl gestellt werden habe, wäre es für ihn schon das zweite Mal. Sechs Jahre zuvor hatte Stiller die Wahl schon einmal getroffen. Er ging fort und ist als Veränderter zurückgekehrt. Was bedeutet es dann, wenn es für ihn noch möglich ist, noch einmal fortzugehen?

Bevor die Veränderung als Aufgabe problematisch wurde, war es für ihn schon unmöglich geworden, mit Julika zusammen zu leben. Jeder von beiden hatte seine jeweiligen Schwächen.

Der Heimkehrte will nun, dass auch Julika wie er selbst sich verändere. Seiner Meinung nach ist dies die unverzichtbare Voraussetzung für ein erneutes Zusammenleben und ein gemeinsames Glück. Julika ist in diesem Sinne seine einzige Hoffnung, und für Stiller ist es notwendig, von Julika als ein neugeborener Mensch anerkannt zu werden, obwohl er, anders als Gregor, äußerlich gesehen immer noch derselbe ist.

#### 4. Im Netz der Beziehungen gefangen

Während Malte, der sich vor sich selbst retten möchte und aus einer inneren Notwendigkeit heraus die Veränderung auf sich nehmen will, am Ende von sich selbst frei zu werden scheint, indem er die Rolle des verlorenen Sohnes annimmt, geht es dem zurückgekehrten Stiller immer noch um die Flucht, die Flucht vor sich selbst. Am Anfang sagte er: „ich bin nicht Stiller!“ [361], und nach einer Weile sagte er noch genauer: „ich bin nicht ihr Stiller“, und fährt fort:

[...] denn es gibt keine Flucht, und was sie mir anbieten, ist Flucht, nicht Freiheit, Flucht in eine Rolle. Warum lassen sie nicht ab? [401]

Wenn er sich hier als „nicht ihr Stiller“ vorstellt, scheint es fürs Erste, als wollte er sich selbst gegen die Rolle, die die Leute ihm aufzwingen, verteidigen. Rolle bedeutet hier nicht etwa die Erfüllung bürgerlicher Pflichten, sondern der zu sein, für den sie ihn halten. Die Leute, die einmal mit Stiller in irgendeiner Beziehung standen, bekommen die Chance, Zeugenaussagen zu machen. Aus diesen Aussagen entsteht ein Bild von Stiller, das aus seiner Vergangenheit zusammengesetzt ist und seine gegenwärtige Persönlichkeit entscheidend definieren soll.

Ist der Mann, der nicht Stiller sein will, ein reales Individuum? Oder haben wir es mit einer aus verschiedenen (oft heterogenen) Elementen zusammengesetzten Modelfigur zu tun? Mitunter entsteht sogar der Eindruck, es handle sich hier um einen Sammelnamen, der mehrere Gestalten und mannigfaltige Lebensbereiche zusammenfaßt. [Reich-Ranicki: 27]

Marcel Reich-Ranicki sagt auch, „daß Frisch am originellsten nicht in den Analysen und Porträts einzelner Gestalten ist, sondern in der Darstellung der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen.“ [Reich-Ranicki: 30] Frisch weiß sehr gut, dass es nur in den Beziehungen mit den anderen sichtbar wird, wer man ist. Obwohl diese Beziehungen eigentlich nur korrelativ und dem jeweiligen Korrelat entsprechend immer beweglich und instabil sein müssen, kann andererseits das Bild, das sich daraus ergibt, als ein fertiges, d.h. stabiles betrachtet werden:

[...] diese Unmöglichkeit ist es, was uns verurteilt zu bleiben, wie unsere Gefährten uns sehen und spiegeln, sie, die vorgeben, mich zu kennen, sie, die sich als meine Freunde bezeichnen und nimmer gestatten, daß ich mich wandle, und jedes Wunder (was ich nicht erzählen kann, das Unausprechliche, was ich nicht beweisen kann) zuschanden machen — nur um sagen zu können: »Ich kenne dich.« [416]

Das Bild von Stiller hat nichts zu tun damit, was er wirklich ist, geschweige denn, was er sein

möchte. Doch das geschieht nicht aus Bosheit von Seiten der angeblichen Freunde. Frisch dachte am Anfang an den Titel „Was macht ihr mit der Liebe.“ Und gerade aus derselben Skepsis gegen die Liebe heraus wollte der verlorene Sohn bei *Malte* nicht geliebt werden, um sich gegen dieses Bild zu verteidigen.

## 5. Der eigene Tod und der wirkliche Tod

Helmut Naumann sieht in *Stiller* den Einfluss Rilkes auf Frisch. Dazu zitiert er die folgende Stelle:

Ich durfte mich entscheiden, ob ich noch einmal leben wollte, jetzt aber so, daß ein wirklicher Tod zustande kommt. [727]

Die Erinnerung an diese „ungeheure Freiheit“ nennt der Protokollant „meinen Engel.“ Naumann weist darauf hin, dass „die Motive vom Engel und vom wirklichen Tod eng benachbart sind“ und „erst der wirkliche Tod die Wirklichkeit des vorausgegangenen Lebens bezeugt.“ [Naumann: 123]<sup>1</sup> Naumann führt dazu Gedichte aus Rilkes *Stunden-Buch* an, aus dem dritten Buch, *Von der Armut und vom Tode*. Eines lautet:

O Herr, gib jedem seinen eignen Tod.  
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,  
Darin er Liebe hatte, Sinn und Not.<sup>2</sup>

Der Gedanke vom eigenen Tod wird auch bei *Malte* fortwährend wachgehalten und in der Erinnerung an den Großvater väterlicherseits geschildert. Aber er steht weder im Zusammenhang mit dem Engel, noch ist er etwas, das einem nachträglich gegeben werden könnte:

Früher wußte man (oder vielleicht man ahnte es), daß man den Tod *in* sich hatte wie die Frucht den Kern. Die Kinder hatten einen kleinen in sich und die Erwachsenen einen großen. Die Frauen hatten ihn im Schooß und die Männer in der Brust. Den *hatte* man, und das gab einem eine eigentümliche Würde und einen stillen Stolz. [*Malte*: 459]

Der Gedanke vom eigenen Tod mag im *Stundenbuch* etwas anders sein als im *Malte*. Im Gedichtband ist es Gott, der jedem den eigenen Tod am Ende des Lebens geben soll. Wenn aber „das Sterben, das aus jenem Leben geht, darin er Liebe hatte, Sinn und Not“ davon zeugt, dass man sein Leben sehr intensiv gelebt hat, und Gottes Gewährung als die Krönung dieses Lebens gilt, dann ist dieser eigene Tod doch etwas, was man durchs ganze Leben in seinem Inneren genährt hat, und ist in diesem Sinne mit dem im *Malte* verwandt. Der wirkliche Tod, von dem bei *Stiller* die Rede ist, ist hingegen etwas, was man einmal anlässlich irgendeines Geschehnisses zu einem konkreten Zeitpunkt errahnen kann, und nicht etwas, was man von

1 Vom Aspekt des wirklichen Todes und wirklichen Lebens betrachtet Bernhard Sill die Werke von Matthias Claudius, Tolstoj, Rilke und Frisch. In diesem Zusammenhang werden der eigene Tod von *Malte* und der wirkliche von *Stiller* diskutiert.

2 Frisch zitiert diese Verse einmal, als er sich über seine eigene Arbeit äußert. [*Arbeiten*: 215]

Geburt aus „in sich“ hätte. „Der Engel“ von Stiller bringt ihm also weder Würde noch Stolz.

Wenn ich beten könnte, so würde ich darum beten müssen, daß ich aller Hoffnung, mir zu entgehen, beraubt werde. Gelegentliche Versuche, zu beten, scheitern aber gerade daran, daß ich hoffe, durch das Beten irgendwie verwandelt zu werden, meiner Ohnmacht zu entgehen [...]. Diese Hoffnung ist mein Gefängnis. [690]

Als der Protokollant über seinen Engel spricht, teilt er nebenbei auch seinen Entschluss mit, „niemand anders zu sein als der Mensch, als der ich eben geboren worden bin“ [727]. Dennoch hegt er seinen Wunsch, verwandelt zu werden, auch noch nach dem zwei Jahre zurückliegenden Selbstmordversuch. Das bedeutet nichts anderes, als dass er, der einmal Wiedergeborene und damit Verwandelte, immer noch vor sich flüchten will.

Der Leser weiß hier weder schon etwas von seinem Engel noch von seinem Entschluss, niemand anders als der eben neu Geborene zu sein. Erst nachdem er davon erfahren hat, wird ihm klar, dass der Protokollant erst in die Schweiz zurückgekehrt ist, nachdem er diesen Entschluss gefasst hat. Seit der Rückkehr wiederholt er die Behauptung, dass er nicht Stiller sei, gegenüber den alten Freunden und Bekannten, die ihn, wie eine fixe Idee, ohne Zögern als Stiller wiedererkennen. Währenddessen kämpft er aber im Herzen noch immer mit seinem Wunsch, verwandelt zu werden, sich weiter zu verändern.

Dieser Wunsch steht zu seiner Behauptung im Widerspruch. Wenn er derselbe geblieben wäre und daher den Wunsch hätte, sich zu wandeln, dann wäre seine Behauptung, ganz neu geboren worden zu sein, eine Lüge. Oder ist es möglich, dass er wirklich neu geboren worden ist und sich dennoch weiter zu verändern wünscht? Was veranlasst ihn dazu, diesen Wunsch aufrechtzuerhalten? Er sagt selber zwei Mal, er sei ein Feigling [473, 616]. Hier muss man sich fragen, wovor der verschollene Stiller eigentlich fliehen wollte und wovor der, der jetzt Stiller zu sein verneint, nun fliehen möchte. Sind die beiden doch identisch?

## 6. Flucht als Mord

Es gibt keine Flucht. Ich weiß es und sage es mir täglich. Es gibt keine Flucht. Ich bin geflohen, um nicht zu morden, und habe erfahren, daß gerade mein Versuch, zu fliehen, der Mord ist. Es gibt nur noch eins: dieses Wissen auf mich zu nehmen, auch wenn dieses Wissen, daß ich ein Leben gemordet habe, niemand mit mir teilt. [412]

So lautet das Geständnis des Protokollanten nach dem ersten Wiedersehen mit Julika. Davor hat er schon mehrmals gegenüber Knobel und dem Staatsanwalt behauptet, dass er seine Frau ermordet habe. Aber in Wirklichkeit lebt Julika noch. Naumann sagt, „die Schlußverhandlung wird zur seelischen Hinrichtung, ebenso wie Stillers Morde ‚nur‘ seelische Morde waren.“ [Naumann (1991): 17]<sup>3</sup>

Sechs Jahre zuvor, als Stiller schon verschollen ist, ist seine Frau Julika zur Kur in

<sup>3</sup> Was die Schlussverhandlung bedeutet, versuche ich bei der anderen Gelegenheit durch einen Vergleich mit der Geschichte des Grischka Otrepjow zu erklären, in der es um die Kraft fortzugehen und sich zu verwandeln geht.

Davos. Zu dieser Zeit musste sie auf ihre Karriere als Balletteuse verzichten. Ausgerechnet in dieser Situation hat Stiller sie im Stich gelassen und die sechs Jahre verbracht, ohne sich zu erkundigen, ob sie noch lebt oder nicht. Es kann sein, dass ihm in der Zwischenzeit etwas wie ein schlechtes Gewissen daraus erwachsen ist. Selbst nach dem Wiedersehen mit ihr spricht er noch von „ihrer [Julikas] Ermordung auf der Veranda“ [684], als wäre er immer noch davon überzeugt, Julika ermordet zu haben.

Um das zu erklären, zitiert Gunda Lusser-Mertelsmann die folgende Stelle:

Es gibt zwei Auswege, die zu nichts führen; wir töten unsere primitiven und also unwürdigen Gefühle ab, soweit als möglich auf die Gefahr hin, daß dadurch das Gefühlsleben überhaupt abgetötet wird, oder wir geben unseren unwürdigen Gefühlen einfach einen anderen Namen. Wir lügen sie um. Wir etikettieren sie nach dem Wunsch unseres Bewußtseins. [668]

In diesem Sinn versteht sie die Höhlengeschichte. Nach ihrer Meinung repräsentieren die zwei Männer, die sich beide Jim nennen, eine Person, d.h. das Ich des Erzählers.

Der schwache und verletzte Teil des Ichs wird also in dieser Geschichte getötet; zurück ins Leben kommt nur der Stärkere, dessen Rolle der Gefangene spielt, der omnipotente Jim White, der nichts mit dem impotenten Stiller zu tun haben will. [Lusser-Mertelsmann: 600]

Gleichfalls stellt Lusser-Mertelsmann fest: „auch Stillers Äußerung, »daß gerade mein Versuch zu fliehen, der Mord ist« (3, 412) kann sich eigentlich nur auf ihn selbst beziehen: Julika blüht in seiner Abwesenheit ja gerade auf.“ [Lusser-Mertelsmann: 612f.]

Wie sechs Jahre zuvor gilt ihm auch jetzt, da er zurückgekehrt ist, der Versuch zu fliehen als Mord. Getötet würde dann diesmal niemand als der, der durch das Engel-Erlebnis neu geboren worden ist. Nämlich kann aber auch der Neugeborene, dem es zu gelingen scheint, das alte Ich zu töten und vor sich selbst zu fliehen, nicht seinen Wunsch getilgt haben. Der Wunsch des alten Ich, vor sich zu fliehen und anders als das ehemalige zu sein, lebt im neuen Ich weiter. Er müsste dann auch das neue Ich wohl wieder zum Mord zwingen. So würde das Ich den Wechsel von Tod und Neugeburt endlos wiederholen.

»Es gibt keine Flucht« — dieser Satz taucht immer wieder auf (3, 401, 412, 589), und diese Einsicht ist eine der Grundlagen des Romans überhaupt; denn weil Stiller erfahren hat, daß Flucht vor sich selbst nichts nützt, um mit sich selbst fertig zu werden, deshalb kehrt er in die Schweiz zurück (vgl. 3, 768). Deshalb kommt es überhaupt zur Auseinandersetzung Whites mit Stiller. [Lusser-Mertelsmann: 602]

Die Auseinandersetzung mit Stiller erreicht den Höhenpunkt in der Szene des Lokaltermins (im siebenten Heft). Der Staatsanwalt begleitet den Gefangenen bis in das Atelier von Stiller. Dieses Atelier ist aber auch der Ort, wo sich Stiller und Rolf's Frau Sibylle getroffen haben. Der Staatsanwalt weiß das sehr wohl und scheint selber bei diesem Lokaltermin sehr bewegt zu sein. Der Protokollant versucht selbst jedes Anzeichen von Betroffenheit zu verbergen, während er den betroffenen Rolf beobachtet und schildert.



Aber das ist ja die Infamie eines solchen Lokaltermins, daß Erinnerungen, die einer längst überwunden hat, durch plötzliche Anschaulichkeit nochmals beschworen werden sollen, um den Betroffenen zu überwältigen. [703]

Während er von den Skulpturen wie von Gespenstern aus der Vergangenheit umgeben wird, merkt er, dass es tropft:

[...] und ich frage mich, ob es seit sechs Jahren so tropft; eine beiläufige Vorstellung, die mich irgendwie irritiert, an das Tropfen in den Grotten von Carlsbad erinnert. [704f.]

Alles, was hier Frau Sibylle ehemals gesehen hat, befindet sich noch genauso, wie sie es aus ihrer Erinnerung erzählt. Alles ist seit sechs Jahren von niemanden berührt noch gesehen worden und somit völlig vergessen. Der Verteidiger und Julika kommen an diesen Ort, weil sie sich das Geständnis des Protokollanten erhoffen. Er sieht sich wiederum zu der Entscheidung gedrängt, ob er bleiben oder fortgehen soll. Aber wo kann er noch hingehen? Und dabei kann er alle Beweise, die sie ihm bieten, um ihn davon zu überzeugen, dass er Stiller ist, nur verneinen und hat seinerseits nichts vorzuzeigen, um sie zu widerlegen. Insofern ist der Kampf für ihn aussichtslos. Der Kampf ist einerseits mit den Leuten wie dem Verteidiger, und andererseits mit seinem anderen Ich wie in den Grotten von Carlsbad. So in die Enge getrieben, fängt er endlich an, allerlei Spuren des ehemaligen Stiller zu zerstören, damit der einmal Getilgte nicht mehr aus der Vergangenheit hervortreten möge.

Vielleicht bin ich niemand. Und wenn sie es mir schwarz auf weiß beweisen können, daß von allen Menschen, die als geboren verbucht sind, zur Zeit nur ein einziger fehlt, nämlich Stiller, und daß ich überhaupt nicht in dieser Welt bin, wenn ich mich weigere, Stiller zu sein, so weigere ich mich doch. Warum lassen sie nicht ab! Mein Verhalten ist lächerlich, ich weiß, meine Lage wird unhaltbar. Aber ich bin nicht der Mann, den sie suchen, und diese Gewißheit, meine einzige, lasse ich nicht los. [681]

Stiller zu sein, bedeutet für den Protokollanten, der Mann zu sein, den sie suchen. Er möchte nicht „ihr Stiller“ sein. Das Bild, das sie sich von Stiller machen, beruht zwar auf ihm selbst: auf seinen Werken, seinen Aussagen, seinem Verhalten, auf allen Spuren, die Stiller in ihnen zurückgelassen hat. Aber das ist nicht, was er sein möchte. Oder wir können uns doch daraus, wie er vor Sibylle als Matador den Stierkampf schildert, vorstellen, was er eigentlich sein möchte. Als er eigens ohne Pass nach Amerika gefahren ist, gab es in ihm sicher mehr als der Fluchtwille. Der Drang der Verneinung aber, der sich auf die Gesamtheit der Spuren des schon gelebten Lebens richtet, regt die Möglichkeiten des nie gelebten Lebens an und bringt ihn soweit, zu verneinen, dass er in dieser Welt ist.

## 7. Ein Schritt in die Freiheit

Gegen Ende des dritten Hefts, als der Verteidiger von der Freiheit gesprochen hat, die er durch sein Geständnis gewinnen könne, argumentiert der Protokollant auf folgende Weise dagegen:

[...] nein, sie sind nicht freier als ich, der ich auf dieser Pritsche hockte und weiß, daß der Schritt in die Freiheit (den keine Vorfahren uns abnehmen können) immerdar ein ungeheurer Schritt ist, ein Schritt, womit man alles verläßt, was bisher als sicherer Boden erschienen ist, und ein Schritt, den niemand, wenn ich ihn einmal zu machen die Kraft habe, aufzuhalten vermag: nämlich es ist der Schritt in den Glauben, alles andere ist nicht Freiheit, sondern Geschwätz. [548]

Hier spricht er, als habe er die Kraft, den Schritt zu machen. Der „Schritt, womit man alles verläßt, was bisher als sicherer Boden erschienen ist“, ist gleichbedeutend mit dem, womit das tiefe Elend von Malte zur Seligkeit würde. Auch Malte litt unter der Zwischenstellung zwischen den vertrauten Bedeutungen der bisherigen und denen einer ganz anderen Welt. Bei Malte geht der Schritt in eine andere Auslegung und davor fürchtet er sich namenlos. Aber Stiller, der 40 Jahre später lebt, ist in eine noch dringendere Not geraten.

Wieder einmal das bekannte Gefühl: fliegen zu müssen, auf der Brüstung eines Fensters zu stehen (in einem brennenden Haus?) und keinerlei Rettung zu haben, wenn nicht durch plötzliches Fliegen-Können. Dabei die Gewißheit: es hilft gar nichts, sich auf die Straße zu stürzen, Selbstmord ist Illusion. Das bedeutet: fliegen zu müssen im Vertrauen, daß eben die Leere mich trage, also Sprung ohne Flügel, einfach Sprung in die Nichtigkeit, in ein nie gelebtes Leben, in die Schuld durch Versäumnis, in die Leere als das Einzigwirkliche, was zu mir gehört, was mich tragen kann... [436]

Er muss nicht fliegen, um einen neuen, noch sicheren Boden zu suchen. Der Boden, der ihn bisher trug, ist schon so wacklig und gefährdet wie das brennende Haus. Für ihn bleibt nicht die Möglichkeit, wie Malte zwischen den zwei Welten zu schwanken, noch die Wahl, zu bleiben. Er muss ohne Rücksicht (oder ohne irgendeine Aussicht) fortgehen.

Zuweilen, offen gesprochen, kommt es mir vor wie ein Versuch, auf dem Wasser zu wandeln, und zugleich weiß ich, wissen wir beide, daß das Wasser steigt und steigt, um uns zu ertränken, und immerzu steigt, auch wenn wir es nicht versuchen, auf dem Wasser zu wandeln. [689]

So schreibt der Protokollant, kurz bevor Julika ihn bei dem Lokaltermin verrät.<sup>4</sup> Vor dem Lokaltermin sagt er in seiner Zelle zu der nur in seiner Vorstellung anwesenden Julika, sie sei seine einzige Hoffnung. Naumann schenkt dem obigen Ausdruck „auf dem Wasser zu wandeln“ besondere Beachtung und verweist auf den biblischen Hintergrund. Davon, dass Jesus über das Wasser eines Sees gewandelt sei, wird in drei Evangelien (Matthäus, Markus und Johannes) berichtet, aber nur das Matthäus-Evangelium fügt hinzu [Naumann (1991): 12ff.]:

Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser. (29) Und er sprach: Komm her! Und Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser und kam auf Jesus zu. (30) Als er aber den Wind sah, erschrak er und hob an

<sup>4</sup> Hier nennt der Protokollant Julika „die Verräterin“ [714]. Kurz davor heißt es: „wir begrüßen uns sofort mit Kuß.“ [712] Naumann interpretiert diesen Kuss als „Judaskuß“, der den Verrat besiegelt. [Naumann (1991): 17]

zu sinken, schrie und sprach: Herr, hilf mir! (31) Jesus aber reckte alsbald die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifelst du? (32)

Der Kleingläubige kann ja nicht auf dem Wasser wandeln. Wenn er auch vor Augen hat, wie Jesus auf dem Wasser schreitet, wäre es doch für ihn zu schwer, zu glauben, dass er selber es vermöge. Wenn es sich aber um den Glauben handelt, geht es nicht darum, ob man die feste Zuversicht hat, dass man selber auf dem Wasser zu wandeln vermöge. Es handelt sich vielmehr darum, ob man das volle Vertrauen besitzt, dass Jesus einem das Wandeln auf dem Wasser ermöglicht. Der Protokollant hat nicht einmal ein Vorbild, das ihm zu diesem Glauben verhelfen könnte. Er kann sich nicht auf Gott verlassen. Trotz dieser Haltlosigkeit will er es auf sich nehmen, „auf dem Wasser zu wandeln.“

## 8. Ein fester Punkt statt Gott

Die Aufgabe des Protokollanten, auf dem Wasser zu wandeln, deutet wohl auf eine Umschreibung seiner psychischen Situation hin — neben dem Zwang, im Vertrauen darauf fliegen zu müssen, dass eben die Leere ihn trage. Der Protokollant kann sich offensichtlich von dem Gefühl, er habe vor oder hinter sich „ein nie gelebtes Leben“, nicht freimachen. Er erklärt seinen Selbstmord damit, dass er „ein Leben, das nie eines gewesen war,“ von sich geworfen habe. [727] Was bedeutet eigentlich ein solches Leben? Er selber sagt:

[...] die andern halten es für selbstverständlich, daß ich ein anderes Leben nicht vorzuweisen habe, und also halten sie, was ich auf mich nehme, für mein Leben. Es ist aber nie mein Leben gewesen! Nur insofern ich weiß, daß es nie mein Leben gewesen ist, kann ich es annehmen: als mein Versagen. Das heißt, man müßte imstande sein, ohne Trotz durch ihre Verwechslung hindurchzugehen, eine Rolle spielend, ohne daß ich mich selber je damit verwechsle, dazu aber müßte ich einen festen Punkt haben — [590]

Die Dinge, die die Leute als Beweise bieten, gehören schließlich doch zu dem Leben von Stiller. Dennoch weist er sie hartnäckig zurück. Er betrachtet sein immerhin auf der Ebene der Wirklichkeit gelebtes Leben als ein nie gelebtes, und sich von seiner Vergangenheit abwendend, stellt er sich immer ein anderes, nie wirklich gelebtes Leben vor, das er eigentlich leben möchte. Darum hält er sein tatsächliches Leben für sein Versagen.

Dass man sein Leben nur als sein Versagen annehmen kann, hängt nicht damit zusammen, wie man in der Tat gelebt hatte. Weil das gelebte Leben niemals das gewünschte Leben erreicht, zeugen alle Dokumente des gelebten Lebens unwillkürlich nur vom Versagen des Lebenden. Hinter der Menge der Tatsachen, womit man zu tun hat, tauchen verschiedene Möglichkeiten auf, anders zu sein, als es gerade ist. Währenddessen wirken die Spuren der Vergangenheit auf das jetzige und zukünftige Leben, indem sie es bestimmen und orientieren, und jene Möglichkeiten erlöschen demnach eine nach der anderen. Der Versuch, sich von dem Drang zu befreien, das unvermeidliche Versagen zu bewältigen und das nimmer zu verwirklichende Leben doch zu verwirklichen, war bei Stiller mittels des Selbstmords schon getan. Auch das Versagen dabei, dass er nicht einmal sterben konnte, zeigt Stiller eine Vision

der „absoluten Freiheit“, die ihn vielmehr zum Weiterleben auffordert. Nachdem er einmal seinen Tod hinter sich gelassen hat, wird er immer zum Leben gezwungen. Und die Idee vom nie gelebten Leben lockt ihn immer weiter zum Traum von einem Leben voll von unendlichen Möglichkeiten. Dazu braucht man aber die Freiheit von allen menschlichen Deutungen. Rolf nennt den Traum eine „lebenslängliche Melancholie“ [670].<sup>5</sup>

»[...] Ohne die Gewißheit von einer absoluten Instanz außerhalb menschlicher Deutung, ohne die Gewißheit, daß es eine absolute Realität gibt, kann ich mir freilich nicht denken«, sagt mein Staatsanwalt, »daß wir je dahin gelangen können, frei zu sein.« [670]

Rolf, sein Freund, sieht Stiller nicht als „Sonderfall“ [669]. Für Rolf gibt es keine andere Möglichkeit, unter den Menschen zu leben und doch zugleich frei zu sein, als den Verzicht, sich um die menschlichen Deutungen zu kümmern. Nach der Unterhaltung mit Rolf über Stiller fragt der Protokollant sich, warum Rolf nicht »Gott« sage statt »absoluter Instanz«, »absoluter Realität«. [670]

Der Protokollant sagt, der Schritt in die Freiheit sei ein „Schritt in den Glauben“. Und er will ihn womöglich ohne Gott probieren. Insofern garantiert der Schritt keinen neuen Boden jenseits des alten. Sich von der Gewissheit tragen zu lassen, dass es nur die Leere gebe und einzig diese ihn trage, nennt er „den Glauben“. Die biblische Wendung „auf dem Wasser wandeln“, wird hier auf die Frage übertragen, wieweit man den Gott entbehren und doch leben kann. In dieser Weise wird die Aufgabe von Malte, „alles anders zu sehen und doch zu leben“, umgedeutet. [*Malte*: 490]

Vielleicht ist es für einen anderen noch möglich, auf dem Wasser zu wandeln, zum Beispiel für den Gläubigen. Wer es aber auch vermag, der Protokollant vermag es nicht. Die Unmöglichkeit, sich auf Gott verlassen zu können, trägt ihn hier selbst in einer Situation wie auf der Brüstung eines Fensters in dem brennenden Haus mehr als die Möglichkeit des Fliegen-Könnens. Die Gewissheit des Unvermögens ist für ihn die einzig mögliche. Dennoch muss er es versuchen. Sein Schritt wird immer ein Fehlschritt sein, und die Spuren von seinem Versagen würden immer zahlreicher werden. Um in dieser Hoffnungslosigkeit doch einen Schritt zu wagen, braucht er aber „einen festen Punkt“. (Er sagt einmal, er sei „nicht hoffnungslos genug.“ [690]) Und er sucht diesen Punkt nicht in Gott, sondern in einem Menschen zu finden. Es handelt sich also darum, ob Julika ihn lieben kann.

Wenn Julika ihn nicht als Stiller, ihren Mann, sondern einfach als einen Mann lieben könnte, dann könnte er auf einen festen Punkt auf seinem Weg hoffen. Er nennt sich einmal „niemanden.“ Niemand in der Leere zu sein, heißt frei zu sein. Aber die einzige Bedingung zu dieser absoluten Freiheit stellt die Liebe eines anderen Menschen dar, obwohl die Liebe auch eine Beziehung ist und sich in der Bindung immer verändern kann.

5 Hayanagi sieht eine Reihe von Werken von Frisch als Versuch, zu erklären, dass ein Leben „so und auch anders“ sein kann. Nach seiner Meinung ist es ein Hauptthema von Frisch, darzustellen, dass die nicht-gewählten, unrealisierten Möglichkeiten im Leben eines Menschen „als Angst und Ahnung“ auf das Leben weiterwirken. [Hayanagi (2005): 76]

## 9. Das Alleinsein

Glaube nur nicht, daß ich hier an Enttäuschungen leide, im Gegenteil. Es wundert mich manchmal, wie bereit ich alles Erwartete aufgebe für das Wirkliche, selbst wenn es arg ist.

Mein Gott, wenn etwas davon sich teilen ließe. Aber *wäre* es dann, *wäre* es dann? Nein, es *ist* nur um den Preis des Alleinseins. [*Malte*: 505]

Sagt sich das auch der Protokollant in seiner Zelle? Da der Verteidiger kein Geständnis von ihm bekommen kann, ruft er alle Freunde von Stiller zu ihm. „Jetzt kommen sie bereits rudelweise“ [678], und seine Zelle „wird einsamer nach jedem Besuch.“ [680]

Bei *Malte* ist der heimgewehrte Sohn einer geworden, den zu lieben sehr schwer ist. Was die Leute mit der Liebe meinen und was der Sohn damit meint, ist etwas sehr Verschiedenes, so dass sie einander nicht mehr lieben konnten. „Er fühlte, dass nur Einer dazu imstande sei [ihn zu lieben]. Der aber wollte noch nicht.“ [*Malte*: 635] Mit dem Wort „Einer“ ist Gott gemeint. Die Liebe, die der Sohn sich ersehnt, ist also in den menschlichen Beziehungen unmöglich zu erwarten. Solche Liebe ist auch diejenige, die keine Gegenliebe erwartet und Gott nur als ihre „Richtung“ hat, damit man ohne jeden Rückhalt noch einen Gegenstand lieben kann. [*Malte*: 628] So wie es am Schluss des Buchs heißt: „der aber wollte noch nicht“, ist seine Liebe zur Einseitigkeit verurteilt. Der Protokollant von *Stiller* dagegen lehnt den Weg zu Gott auch nur als Richtung ab.

Im zweiten Teil von *Stiller*, in dem Rolf von Stillers Leben nach der Schlussverhandlung berichtet, wird das Resultat seiner Versuche im ersten Teil geschildert:

»Ich kann nicht allein lieben, Rolf, ich bin kein Heiliger...« [763]

»[...] Ich kann nicht noch einmal auf die Welt kommen, Rolf, ich will's auch nicht...« [767]

»Was du meinst: Sein Wille geschehe! Gott hat es gegeben, und selig sind, die es nehmen, und tot sind, die da nicht hören können wie ich, nicht lieben können in Gottes Namen, die Unseligen, wie ich, die da hassen, weil sie lieben wollen aus eigener Kraft, denn in Gott allein ist die Liebe und die Kraft und die Herrlichkeit, das meinst du doch?« [769]

»Ich kann nicht übers Wasser wandeln!« [770]

»Gestern mittag, als ich dachte, sie stirbt ... Rolf«, sagte er, »ich habe geheult! Und dann habe ich mich gefragt, ob ich noch einmal — wenn das sie retten könnte — , noch einmal alles mit ihr erleben wollte. Und ich habe den Kopf geschüttelt [...]« [770]

Gerade weil man nicht allein lieben kann, braucht man ja einen anderen Menschen. Aber Stiller sieht den Grund seines Scheiterns darin, nicht in Gottes Namen, sondern aus eigener Kraft lieben zu wollen. Sein eigenes Überfordertsein wälzt er dementsprechend von sich ab auf einen Menschen, der seine Liebe annehmen soll. Durch diese Überforderung wird Julika in den Tod getrieben. Angesichts ihres nahen Todes verzichtet er endlich auf einen weiteren Versuch, das Leben noch einmal ganz neu anzufangen und alles mit ihr zu erleben. Darauf antwortet Rolf:

»[...] Warum bist du seinerzeit zurückgekehrt? Ich denke, weil du sie liebst. Und weil wir ja nicht einfach, wenn's schiefgeht, auf ein anderes Leben hinüberwechseln können. Das vor allem. Es ist ja doch unser Leben, was da schiefgegangen ist. Unser allereigenstes und einmaliges Leben. [...]« [767f.]

Diese Worte sind sehr vernünftig und überzeugend. Wir Leser möchten ihm beinahe beipflichten. Aber ist das nicht gerade eine Falle? Verneint Stiller nicht einfach nur jeden weiteren Versuch, obwohl er immerhin völlig davon überzeugt ist, einmal neu geboren worden zu sein?

Es gibt keine zweimalige Wiedergeburt. Stiller kann bis zum Ende doch nicht glauben, dass er auf dem Wasser wandeln könnte. Trotzdem hat er den Schritt getan, unabhängig davon, ob Julika ihn lieben kann oder nicht. Den Schritt zu verhindern, vermag selbst Julika nicht.

Man wiederholt seine Fehler immer auf verschiedene Weise und enthüllt jedes Mal nur sein Versagen. Man hält sein Versagen für ein zufälliges und unglückliches, und so neigt man dazu, sich vorzustellen, wie es wäre, wenn man noch einmal von vorn beginnen könnte. In Wirklichkeit aber erlebt man bei dem zweiten Lebensversuch seine eigene Schwäche auf eine andere Weise und sieht sich so wieder mit seinem eigenen Versagen konfrontiert. Es ist zwar neue Variante, aber jedenfalls kann man jeweilig nicht so leben, wie man es sich gewünscht hat. Bei jeder Gelegenheit wird eine Möglichkeit gewählt, und andere müssen damit notwendigerweise ausscheiden. Es gibt ja mehrere Möglichkeiten, anders zu sein, als es erwünscht ist. Diese nichtgewählten Möglichkeiten wirken sich auf das Leben zukünftig aus, so wie auch alles schon Getane und Vergangene unwillkürlich als Versagen das zukünftige Leben irgendwie orientiert und bestimmt. Wenn Stiller vielmehr hofft, sich alle Möglichkeiten eines Lebens insgesamt auf ewig vorzubehalten, dann hätte er dort bleiben müssen, wo er sich selber zum ersten Mal entscheiden durfte, ob er leben will oder nicht.<sup>6</sup> Und in diesem Sinne ist seine Hoffnung nichts anderes als sein Gefängnis.

Nach dem kurzen Bericht vom Tod Julikas endet der zweite Teil wenig später mit dem Satz: „Stiller blieb in Glion und lebte allein.“ [780] Der Satz erinnert Horst Steinmetz an den letzten Satz in Georg Büchners *Lenz*:

Doch ist das Ende von Frischs *Stiller* nicht von der gleichen Eindeutigkeit wie das von *Lenz*. Es könnte sein, daß der letzte Satz eine positive Wendung enthält: der von seiner Rolle befreite Stiller vermag endlich, wozu er früher nie imstande war: allein zu sein. [Steinmetz: 123]

Stiller, der in jeder Phase des Lebens jeweils einen Teil von sich selbst abgetötet hat, ist nun nicht mehr imstande, selber zu sterben, während er seine Frau mit seinem Verlangen in den Tod getrieben hat. Vielleicht kann er endlich „hoffnungslos genug“ sein. Er kann nun

6 Hayanagi erklärt dieses in den Werken von Frisch häufige Motiv anhand des Stücks *Biografie — Ein Spiel* (1967). Nach seiner Meinung versucht der Protagonist hier, alles verwirklichte mit den hypothetischen Möglichkeiten gleichzusetzen und die Wahl an den entscheidenden Punkten in seinem Leben jeweils aufs Neue zu treffen. Hayanagi macht klar, wie jede Möglichkeit notwendigerweise in den Kausalzusammenhang hinein gerät, sobald sie gewählt und somit verwirklicht wird. [Hayanagi (2000)]

rücksichtslos in ein ungeheueres Verstummen sinken.

Sein Verstummen, wenn man es einmal so nennen will, war ja in der Tat ein wesentlicher, vielleicht sogar der entscheidende Schritt zu seiner inneren Befreiung [...]. [730]

Solches Verstummen bedeutet aber zugleich eine allerletzte Ablehnung gegen alle anderen, gegen die Welt einschließlich Rolfs. Er teilt diese Freiheit mit niemandem. Er träumt in diesem Alleinsein weiter von einem Leben voller Möglichkeiten.

Wir warten also zehn Jahre lang darauf, dass der Mann, der hinter der Dunkelheit des Verstummens und des Alleinseins verschwunden ist, sich erholt und wieder zu erzählen beginnt. Nicht Stiller, sondern Mr. White erzählt dann, vielleicht mittels der Negation oder Nicht-Identität mit jemandem, und facht in uns die unaustilgbare Sehnsucht nach einem nie gelebten Leben an.<sup>7</sup>

### Text

Frisch, Max: *Stiller*. In: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Dritter Band*. Herausgegeben von Hans Mayer unter Mitwirkung von Walter Schmitz, Frankfurt am Main 1976, S.359–780.

Ders: *Spuren meiner Nicht-Lektüre*. In: Schmitz, Walter (Hrsg.): *Materialien zu Max Frisch ›Stiller‹. Erster Band*, 1978, S.341–342.

Ders: *Vom Arbeiten*. In: a.a.O., *Erster Band*. S.214–219.

Kafka, Franz: *Die Verwandlung*. In: ders: *Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa*. Herausgegeben von Roger Hermes. Frankfurt am Main 2003.

Rainer Maria Rilke: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. In: *Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, Dritter Band*. Herausgegeben von August Stahl, Frankfurt am Main 1996, S.453–635.

### Zitierte Literatur

Fülleborn, Ulrich: »Veränderung«. Zu Rilkes »Malte« und Kafkas »Schloß.« In: *Besitz und Sprache. Offene Strukturen und nicht-possessives Denken in der deutschen Literatur*. München 2000, S.355–368.

Hayanagi, Kazunori: *Die Bühne als die mögliche Welt. Die Entstehung von M. Frischs »Biografie: Ein Spiel«*. In: *Dokubungakuho* 16, 2000, S.23–42. (Japanisch)

Ders: *Die Logik eines Fabulierers. Stillers Aufzeichnungen aus der Sicht des Erzählaktes*. In: *Dokubungakuho* 20, 2004, S.115–136. (Japanisch)

Ders: *Ein Durchgang zwischen Ahnung und Erinnerung. Oder das ›Mögliche‹ in den frühen Werken von Max Frisch*. In: *Dokubungakuho* 21, 2005, S.57–77. (Japanisch)

Kohlschmidt, Werner: *Selbstrechenschaft und Schuldbewußtsein im Menschenbild der Gegenwartsdichtung. Eine Interpretation des »Stiller« von Max Frisch und der »Panne« von Friedrich Dürrenmatt*. In: Schmitz, Walter (Hrsg.): *Materialien zu Max Frisch ›Stiller‹, Erster Band*, Frankfurt am Main 1978, S.180–194.

Lusser-Mertelsmann, Gunda: *Die Höhlengeschichte als symbolische Darstellung der Wiedergeburt*. In: W. Schmitz (Hrsg.): a.a.O., *Erster Band*, S.165–172.

Dies: *Selbstflucht und Selbstsuche. Das »Psychoanalytische« in Frischs »Stiller«*. In: W. Schmitz (Hrsg.): a.a.O., *Zweiter Band*, 1978, S.594–616.

Nakamura, Yasuko: *Die heimgekehrten verlorenen Söhne. »Stiller« in der Nachfolge von »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«*. In: *The journal of the faculty of letters Nagoya university, literature* 51, 2005, S.67–101. (Japanisch)

Naumann, Helmut: *Max Frischs »Stiller« oder das Problem der Kommunikation*. Rheinfelden/Berlin 1991.

Ders: *Rilkes Einfluß auf Frischs »Stiller«*. In: ders: *Aufsätze zur deutschen Literatur*. Rheinfelden/Berlin 1997, S.122–150.

Ders: *Max Frisch: »Stiller«*. Frankfurt am Main 1994.

<sup>7</sup> Hayanagi behauptet, nicht Stiller, sondern Mr. White beginne zehn Jahre später in *Mein Name sei Gantenbein* zu erzählen. Vgl. [Hayanagi (2004): 134]

- Reich-Ranicki, Marcel: *Der Dichter der Angst*. In: ders: *Max Frisch. Aufsätze*. Frankfurt am Main 1994, S.11–36.
- Sill, Bernhard: *Ethos und Thanatos. Zur Kunst des guten Sterbens bei Matthias Claudius, Leo Nikolajewitsch Tolstoi, Rainer Maria Rilke, Max Frisch und Simone de Beauvoir*. Regensburg 1999.
- Steinmetz, Horst: *Roman als Tagebuch: »Stiller«*. In: W. Schmitz (Hrsg.): a.a.O., *Erster Band*, S.102–126.
- White, Andrew: *Die Labyrinth der modernen Prosadichtung. Max Frischs »Stiller« als Roman der »Entfremdung« und der »Nouveau roman«*. In: W. Schmitz (Hrsg.): a.a.O., *Erster Band*, S.356–376.